

Bundesländern geführt – was mit einer scheinbar kaum erklärbaren Polarisierung zwischen einem sich politisch radikalisierenden Osten und bürgerlich gemäßigten Westen verbunden ist. Auch ich möchte das nicht erklären. Ich bin kein Soziologe oder Historiker, sondern folge meinen Erinnerungsspuren an die letzten 30 Jahre und versuche, die Entwicklung meiner eigenen Gefühle zu verstehen.

Rückblickend fällt mir auf, dass ich nie Ostdeutscher sein wollte, weder in der DDR noch danach. Ich habe mich auch lange nicht als solcher empfunden. Als ich in der ehemaligen DDR aufwuchs, fühlte

ich mich, als ob ich bereits »draußen« wäre. Die DDR, dieses offizielle Land mit seinen Behörden und Riten, das waren die anderen. Ich war 23, als die Mauer geöffnet wurde. Aber ich hatte auch zuvor nie das Gefühl, auf Dauer hinter der Mauer eingesperrt zu bleiben. Ich war überzeugt, ich würde rauskommen, ohne fliehen zu müssen – durch meine Arbeit, meine Neugier, Intelligenz, etwas, das sich nicht einsperren lässt. Vielleicht war das nur jugendliche Zuversicht, aber ich war mir dessen gewiss. Ich wurde in der DDR durch Westliteratur geprägt, die Romane Pynchons, die Denker der jungen

Postmoderne, Grenzgänger wie Heiner Müller und vor allem natürlich Popmusik, Fernsehen und Kino aus dem Westen. Dieses zu uns gelangte Aroma des Westens erzeugte auf magische Weise eine Erfahrung von Freiheit. *Das* war der »Westen« - viel mehr als seine politische und wirtschaftliche Realität. Die Distanz zum DDR-Staat, seinem Militarismus mit Schulappellen und Handgranatenweitwurf im Schulsport, diese Angst, ständig für irgendwas bestraft werden zu können, all das führte im Laufe der Zeit zu einer inneren, alternativen Realität, in der ich mehr zu leben

glaubte als in dem offiziellen Land, das mich umgab. Sieht man von wenigen Lehrern oder Freunden ab, waren es nur die Kunst und Popkultur, die eine andere Sprach- und Empfindungswelt förderten, und so bewegte ich mich mitten in der späten DDR irgendwo zwischen James Baldwin, Perestroika und Neuer Deutscher Welle.

Und, wie soll ich sagen, in diesem »Garten« konnte ich wachsen. Andere konnten das in diesem Land nicht, sind ausgereist oder geflohen oder haben sich radikalisiert. Ich habe die Abgeschlossenheit und Überwachung ertragen, weil es daneben auch etwas anderes gab -

die Familie, Freunde und die erste Liebe, Bildung, einen offenen Diskurs in der Kirche und Erfolge in vielen kleinen Dingen. Ich hielt mich an Menschen, die kritisch waren, wach, oft älter als ich. Und als in diesem zerbröselnden Staat 1989 die Proteste lauter wurden, fühlte es sich für uns vollkommen natürlich an, dass dieser Wandel kam, dass – dieser »inneren« Realität folgend – nun auch da »draußen« andere Verhältnisse entstanden.

Mit der ostdeutschen Identität war es also schon zu Ostzeiten eine spezielle Sache. Zum »Bürger der DDR« bin ich damals vor allem dann geworden, wenn ich Menschen aus